

Wie Berlusconi Italien verführt

«Loro» – Toni Servillo brilliert in der Hauptrolle von Paolo Sorrentinos neuer Gesellschaftssatire

SUSANNE OSTWALD

Ein Schaf lässt sich anlocken von einer schönen Fassade. Dahinter ist es kalt. Und es wird immer kälter. Eine Klimaanlage arbeitet unerbittlich daran, die Temperatur zu senken. So verlockend das in einem warmen Land zunächst ist, wird es doch bald ungemütlich. Das Schaf aber verharrt – bis es diese Trugwelt mit seinem Tod verlässt, während über den Fernsehschirm weiter die Glücksspiele flimmern. Der Raum, wo sich diese groteske Szene abspielt, ist Italien. Nicht irgendein Italien. Sondern das Herrschaftsgebiet eines grossen Verführers. Wer ist dieser Kerl, von dem die ganze dekadente Gesellschaft Roms spricht? Den Frauen wie Männer umschwirren, angelockt vom kalten Schein?

Im ersten Teil von «Loro», dem neuen Film von Paolo Sorrentino, bleibt «er» obskur. Zunächst stehen «sie», die Anderen des Titels, im Mittelpunkt. Heften wir uns also an die Fersen des windigen Promoters Sergio (Riccardo Scamarcio), der einen vollbusigen Schützling in einer der TV-Shows des mächtigen Unsichtbaren unterzubringen sucht. Es ist ein Ziel, für das jedoch mehr Vollbusige vonnöten sind – dem Umworbenen eilt ein Ruf voraus. Sergio ist bereit, sich für diesen Mann zu ruinieren (er ist nicht der Einzige im Lande): Er mietet eine Villa auf Sardinien, in direkter Nachbarschaft des Verführers, heuert ein Dutzend junger Frauen als Lockvögel an und feiert eine orgiastische Party. Und so tritt endlich der Nachbar, Silvio Berlusconi, ans Licht, oder besser: in das von Sorrentino gestreute Zwielicht.

Unternehmerisches Geschick

Hierhin also hat sich der frühere italienische Ministerpräsident zurückgezogen, nachdem er 2013 wegen Steuerbetrugs verurteilt worden war und sein Parlamentsmandat vorläufig verloren hatte: in ein Anwesen voll infantilen und frivolen Vergnügens. Zwischen Kinderkarussell, Schmetterlingsgehege und Bunga-Bunga-Partys zieht er aber weiter die Strippen und arbeitet an seinem politischen Comeback. Überzeugungsarbeit bei sechs Senatoren ist vonnöten, und so testet Berlusconi, ob ihm sein unternehmerisches Geschick erhalten geblieben ist. Er wählt eine beliebige Telefonnummer, umgarnt wortgewandt die skeptische Frau am anderen Ende der Leitung und «verkauft» ihr vermeintlich eine viel zu teure Luxusimmobilie. Es ist die zentrale Szene in Sorrentinos Film, um das System Berlusconi zu verstehen: Dieser unseriöse Mann mit kindischen Vorlieben, primitiven Gelüsten und krimineller



Seid umschlungen, Millionen: Toni Servillo als der singende Casanova Silvio Berlusconi.

GIANNI FIORITO

Energie ist ein genialer Verkäufer von schönen Träumen.

«Macht ist das stärkste Aphrodisiakum.» Nicht jeder Politiker würde darüber reden, so wie Henry Kissinger. Manche leben es einfach vor, hemmungslos. Was Sorrentino zeigt und woran sich auch schon der Regisseur und Schauspieler Nanni Moretti in seinem Berlusconi-Film «Il caimano» (2006) arbeitete, ist ein Phänomen, das vor allem im Ausland für Kopfschütteln sorgt. Wie kann es sein, dass das *bel paese* diesem geilen Scharlatan zu Füssen liegt, ihn nach den gravierendsten Wirtschaftsdelikten und Politskandalen immer wieder rehabilitiert? Sorrentino beantwortet das, indem er die Hintergründe weniger faktisch evident als einfach *sichtbar* macht. Und das ist die entscheidende Qualität seiner visuell ungemein kraftvollen Satire, welcher der Regisseur in seinem Drehbuch freilich auch manch messerscharfen Dialog mitgegeben hat.

Zugegeben, es braucht etwas arg viel Bunga-Bunga, bis «Loro» seine volle Wucht entfaltet. Sorrentino frönt einmal mehr der grellen Inszenierung, was äusserst vergnüglich anzusehen ist, Zeitlupen und pralle Nahaufnahmen einge-

schlossen. Man merkt dem Film an, dass er für die italienischen Kinos in zwei Teilen gedreht wurde. Sorrentino hat dann für den internationalen Markt eine 150 Minuten lange Version daraus montiert, die sich Zeit nimmt, ihre Längen hat und trotz manch starkem Plot-Point, der sich als Filmschluss empfohlen hätte, nicht zum Ende kommen will – eben genauso wie das System Berlusconi.

Dem Schönen ergeben

Anders aber als der realen Figur, deren Abschied von der politischen Bühne immer noch nicht endgültig ist, möchte man jenem Mann, der Berlusconi hier porträtiert, ewig zusehen. Toni Servillo in der Hauptrolle ist eine Sensation. Der 59-jährige Schauspieler zeigt hier seine bisher überzeugendste Leitung, nachdem er schon in einem früheren Werk des Regisseurs einen anderen italienischen Skandalpolitiker dargestellt hat: Giulio Andreotti in «Il divo» (2008). Als Berlusconi, von den Maskenbildnern virtuos zur Kenntlichkeit entstellt, läuft er nun zur Höchstform auf, stellt seine Figur einerseits in ihrer ganzen Lächerlichkeit bloss, während er sie andererseits

seits als Phänotyp ernst nimmt. Das ist ganz grosse Kunst.

Die schönen Versprechen – wer nähme sie diesem singenden Casanova nicht ab? Meisterhaft stellt Servillo die Verführungskraft dar, mit welcher der damals im Jahr 2009 soeben für seine vierte Amtszeit als Ministerpräsident wiedergewählte Berlusconi die vom verheerenden Erdbeben in L'Aquila durchgerüttelten Menschen einwickelte, ihnen neue, komfortable Wohnungen versprach. Heute lebt die Bevölkerung in schäbigen Neubausiedlungen ausserhalb der Altstadt, die zu einem verlassenen Ort wurde.

Sorrentino jedoch geht es nicht um Vorhaltungen; die Anklagepunkte, Vergehen und Versäumnisse im Fall Berlusconi sind hinreichend bekannt. In kluger Auslassung, Zuspitzung und Travestie erweist sich Italiens derzeit bester Regisseur nach seinem Meisterwerk «La grande bellezza» (ebenfalls mit Servillo) erneut als feinnervig-parodistischer Chronist eines Landes, das dem Schönen ergeben ist und dafür das Explosive in Kauf nimmt. Sogar einen Miniaturvulkan als Gartendekoration.

●●●●○ Kinos **Arthouse Le Paris, Riffraff**.

Bei Jelzins auf dem Sofa

Der Dokumentarist Vitali Manski revidiert sein Bild von Putin

ULRICH M. SCHMID

Am 31. Dezember 1999 verkündete der gebrechliche russische Präsident Boris Jelzin seinen Rücktritt und präsentierte als Kandidaten für seine Nachfolge den weitgehend unbekannten Wladimir Putin. Der Dokumentarfilmer Vitali Manski hat Putins erste Monate im Amt in eindringlichen Aufnahmen festgehalten. Sein Team filmte Putin im Arbeitszimmer, im Dienstwagen, sogar im Swimmingpool. Daraus entstand der Dokumentarfilm «Putin. Das Schaltjahr» (2001). Während der Dreharbeiten machte Manski auch mit seiner privaten Videokamera Aufnahmen. Nach achtzehn Jahren faktischer Herrschaft Putins hat Manski sein eigenes Bildmaterial nun zu einem neuen Film komponiert.

Der Titel «Putins Zeugen» ist als Selbstkritik des Regisseurs zu verstehen. Manski beginnt seinen Film mit der Jahrtausendwende-Feier seiner Familie, die schockiert auf die Nachricht reagiert, dass Putin die Macht im Kreml übernehmen wird. Später macht Manski deutlich, dass nicht nur die Herrschaftsclique um Putin für die Etablierung eines autoritären Systems in Russland verantwortlich ist, sondern auch die Intelligenza, die der wachsenden Machtkonzentration im Kreml tatenlos zugeschaut hat.

Scharfe Kontraste

In seinem ersten Film versuchte Manski das Klischee zu entkräften, Putin sei eine «sterile Maschine». In einem Interview aus dem Jahr 2001 unterstrich Manski, Putin sei ein «echter, lebendiger Mensch», «kein Roboter». Er porträtierte den Präsidenten als jovialen Manager, der aber im Grossen wie im Kleinen akribische Ordnung hält. Im neuen Film setzt Manski einen anderen Akzent. Er kommentiert das damalige Geschehen aus dem Off. Dabei weist er immer wieder darauf hin, dass ein wacher Beobachter bereits in Putins erstem Präsidentschaftsjahr die Gefahr der Beschädigung der Demokratie hätte sehen können.

Viel überzeugender als diese Moral der Geschichte wirkt die visuelle Umsetzung des Gegensatzes zwischen dem alten und dem neuen Präsidenten. Eine der besten Szenen des Films zeigt den aufgedunsenen Boris Jelzin, der direkt nach Putins Wahlsieg vergeblich versucht, ein Mobiltelefon zu benutzen. Kurz zuvor hat er sich noch behäbig gebrüstet, aus zwanzig Kandidaten in «harter Arbeit» Putin ausgewählt zu haben. Manski gelingt es, den Kontrast zweier Festszenen scharf herauszuarbeiten: Putins Wahlkampfstab zeigt sich als effizientes Team, das in einem nüchternen Grossraumbüro auf den Erfolg der eigenen Kampagne anstösst. Jelzins Familie hingegen feiert in einer kitschig-dekadenten Barockatmosphäre, in der sich der geistige Zerfall des ehemaligen Präsidenten spiegelt.

Staatsräson und Disziplin

Der Wert von Manskis Dokumentarfilm liegt nicht so sehr in der politischen Analyse. Zwar weist der Regisseur auf das Schicksal von Putins Wahlkampfhelfern hin, von denen viele in die Opposition gegangen und einige sogar ums Leben gekommen sind. Viel beeindruckender als die Rekonstruktion des aufhaltsamen Aufstiegs von Putin ist aber die feine Charakterstudie dieses Politikers, der sich im Jahr 2000 noch auf ein erfülltes Privatleben nach seiner Amtszeit als Präsident freute. Manski zeichnet sorgfältig nach, wie Putin damals noch an seine Ideale glaubte. Die spätere Verhärtung ist hier jedoch bereits angelegt: Auf Terroranschläge kann man nur mit Stärke reagieren, die Staatsräson steht über allen politischen Entscheidungen, Hierarchie und Disziplin sind die wichtigsten innenpolitischen Grundsätze, die sowjetische Vergangenheit wird in einen neuen Patriotismus eingebettet. Manski hat seine persönliche Konsequenz aus dieser Entwicklung bereits gezogen: Seit 2014 lebt und arbeitet er in Lettland.

●●●●○ Kino **Riffraff** in Zürich.

Seepferdchen im Wald

«Leave No Trace» – Debra Granik verhandelt zentrale Fragen des menschlichen Zusammenlebens

BJÖRN HAYER

Zu den beliebtesten Gattungen des spätmodernen Kinos zählt die Robinsonade. Inspiriert von Daniel Defoes Roman von 1719 greifen immer wieder Science-Fiction- oder Abenteuerfilme auf das Motiv der Isolation zurück. Als eine Variante gehört dazu auch Debra Graniks beeindruckende Literaturverfilmung «Leave No Trace», beruhend auf Peter Rocks Roman «My Abandonment». Ihre Protagonisten wählen die Zivilisationsferne jedoch ganz bewusst.

Gemeinsam mit seiner Tochter Tom, bestechend gespielt von Thomasin McKenzie, lebt Will (Ben Foster) im Wald. Sie ernähren sich vom Angebot der Flora, verfügen über eine perfekte Ausrüstung, wandern von Ort zu Ort. Als die beiden jedoch von der Polizei entdeckt und auf eine Farm zur gesellschaftlichen Wiedereingliederung gebracht werden, findet das asketische Dasein vorerst sein Ende. Dort lernen sie einen gänzlich anderen Umgang mit der Natur kennen. Während

Tom durch einen Nachbarsjungen Einblick in das Geschäft der Kaninchenzucht erhält, muss ihr Vater beim Fällen von Weihnachtsbäumen mithelfen.

Das Leben *in* und *mit* der Natur ist einem Herrschen *über* sie gewichen. Die Regisseurin Debra Granik erzählt diese Entfremdungsgeschichte jedoch nicht mit moralisierendem Impetus. Ihr Zugang ist stattdessen so minimalistisch wie naturalistisch, fast schon an das Dokumentarische heranreichend. Sie braucht dafür auch keine epischen Dialoge. Allein die Nahaufnahmen der Blicke der beiden Nomaden bezeugen deren Sehnsüchte: ihre nach einem Ort zum Bleiben, seine nach der Rückkehr in die Wildnis. Woher Wills Gesellschaftsskepsis stammt, deutet der Film in einer Szene nur dezent über eine Tonspur von rasenden Jagdflugzeugen an. Der Krieg hat ihn zu einem misanthropischen und ruhelosen Überlebenskämpfer werden lassen, den nun auch seine letzte Gefährtin zu verlassen droht. Noch einmal folgt ihm Tom beim Aufbruch von der Farm,

hinein in eine eisige Berglandschaft. Und obwohl sie dort nur knapp dem Kältetod entgeht, lässt er sich von seinem Weg ins Nirgendwo nicht abbringen.

Wie lange hält die Zweierbeziehung noch? Und wohin steuert dieser Film? Die meisten Fragen, die in den Sinn kommen, bleiben unbeantwortet. Statt um eine in sich geschlossene Story geht es Garnik vielmehr um die Beleuchtung sozialer Wechselwirkungen. Ihren präzisen, soziologischen Blick hat sie bereits mit ihrem Film «Winter's Bone» (2011) bewiesen, einer anders gelagerten Vater-Tochter-Geschichte, die aber ebenso wie «Leave No Trace» in der amerikanischen Provinz spielt. Auch philosophische Überlegungen spielen eine Rolle: Wie viel Gesellschaft brauchen wir, und was macht sie aus uns? Man fühlt sich durchaus an Jean-Jacques Rousseaus Weltsicht erinnert, wonach die Zivilisation überhaupt erst das Subjekt verdirbt.

Welche Vorteile ein soziales Netz hingegen haben kann, veranschaulicht das Drama in einer symbolischen Bege-

nung. Während sich Will nach einem Sturz in einer Althippie-Campingsiedlung kurieren muss, trifft Tom dort auf eine Imkerin, die ihr einen Einblick in einen Bienenstaat gewährt. In einer Nahaufnahme setzen sich die Insekten friedlich auf ihre Hände – ein zarteres und stimmungsvolleres Bild für ein gelingendes Aufgehobensein in der Gemeinschaft hätte man kaum finden können. Es steht gleichsam in einem Spannungsverhältnis zu einer anderen Metapher des Films. Eine von Tom gefundene Seepferdchenkette verdeutlicht zu Beginn das Band zwischen Tochter und Vater. Denn diese Fische zählen zu jenen Tieren, die bis zu ihrem Tod nur einem Partner treu bleiben. Am Ende wird Will erneut aufbrechen, in einen Wald, der uns ein weites Panorama zeigt. Das ist kein fröhlicher, wohl aber ein realistischer Schluss. Vielleicht können sich die Protagonisten trennen, weil sie wissen: Der andere wird immer da sein.

●●●●○ Kino **Kosmos** in Zürich.